soll er nachts auch wilden Laut eines Gesanges von sich geben. Wenn er zu jemand kommt, küßt er den Leuten die Hände. Er soll sich letzthin sehr gefreut haben, wie er ein grün mit Silber besetztes Kleid bekommen."

In Göttingen wurde behauptet, der wilde Peter sei der geisteskranke Sohn des Wirtes zum Steinkrug von Lüchtringen am Solling im Paderbornischen. Jedoch wird das von anderer Seite entschieden widerlegt.

1726 wurde der „wilde Peter" auf Befehl des Königs von Hannover über Hamburg nach England geschickt, da ihn die großbritannische Majestät der Kronprinzessin von Wallis „geschenkt" hatte. Hier scheint der Unbekannte den Rest seines Lebens verbracht zu haben. 1767 wird in deutschen Zeitungen nochmals über ihn berichtet. Wir erfahren, daß er zu Ehesthunt in Hartfortshire sein Leben fristete. Von dort aus brachte man ihn nach dem Palast der Königin, „damit die Königliche Familie ihn in Augenschein nehmen könnte. Dieser Mann ist jetzt sechzig Jahre alt, kann kein verständliches Wort sprechen, und hat noch alle Spuren seiner vorigen Wildheit an sich."

Die Herkunft dieses niedersächsischen Kaspar Hauser ist ebenso ungewiß wie die des echten Hauser, dessen Schicksal allerdings von einem besonderen romantischen Schimmer umwoben ist. Bei dem armen Findling von Hameln scheint es sich um einen entlaufenen Geisteskranken oder Schwachsinnigen gehandelt zu haben. Die Angabe, daß er trotz Unterrichts kein Wort sprechen lernte, spricht ebenso wie der Bericht seiner zeitweilgen Wildheit dafür.

In einer Untersuchung „Die entlarvte Fabel vom Ausgange der Hamelschen Kinder" aus dem Jahre 1749 wird die Existenz des wilden Peter von Hameln überhaupt bestritten. Die wiederholten eingehenden und damals noch nachzuprüfenden Berichte tragen durchaus den Stempel der Wahrheit an sich.

Oder sollte hinter dem armen Findling etwa doch ein besonderes Geheimnis verborgen gewesen sein?

—⊡—

Ergötzliches vom Aberglauben

Unausrottbar ist im Volke der noch aus der heidnischen Zeit überkommene Aberglaube. Eine besondere Rolle dabei spielen die Nachtvögel, namentlich die Eulen, die im allgemeinen zu den Unglückskündern unter den Vögeln gehören und von abergläubischen Leuten mit einer gewissen Scheu betrachtet werden, wenn man ihnen nicht gar aus den angedeuteten Gründen nachstellt. Eine ergötzliche Geschichte über den Aberglauben, der vielfach noch unter der Landbevölkerung herrscht, erzählt ein Wiener Naturforscher, indem er berichtet:

„Zu mir trat ein altes fremdes Weib ins Zimmer und da noch mehr Personen im Zimmer anwesend waren, bat sie, mich allein sprechen zu können. Ich leistete ihrem Wunsche Folge und nun erzählte sie mir geheimnisvoll, sie wolle an einem Schwerkranken eine sympathische Kur als letztes Mittel vollziehen und brauche zu diesem Zwecke ein Herz, die Lunge und die Leber, im Volksmunde Geschlinge genannt, von einer Eule, aber schnell, so lange es noch Zeit ist und zwar als Geschenk, sonst nütze die Kur nichts. Sie sagte auch, der kranke Mann hätte sein ganzes Vertrauen nur auf sie gesetzt. Ich bestellte die Frau für den nächsten Tag wieder zu mir und gab ihr dann richtig Herz, Leber und Lunge. Kurze Zeit darauf kam die Frau abermals zu mir und sagte mit Freuden, die Kur hätte gut angeschlagen, der Kranke befände sich auf dem Wege der Besserung und bat noch um ein weiteres „Geschlinge" zur Fortsetzung der Kur, das ich ihr auch gewissenhaft besorgte. Sie ließ mir später sagen, der Kranke sei völlig genesen und sie könne mir nicht genug danken. Ich war wirklich von Herzen froh, mitgewirkt zu haben an der Erhaltung eines Menschenlebens, wenn auch nur reine Einbildung es war, welcher der Kranke sein Leben zu verdanken hatte; denn ich hatte, da mir gerade keine Eulen zur Verfügung standen, der Frau aber behilflich sein wollte, ihr das Herz, die Lunge und Leber von zwei — Ratten gegeben, welche, wenn sie schon nichts genützt, so doch keinesfalls geschadet hätten. Ob der Kranke die Kur innerlich oder äußerlich angewandt hat, erfuhr ich zwar nicht, es blieb mir auch gleich, wenn es nur half. Des Menschen Wille ist einmal sein Himmelreich!"

—X—

Chamberlain der Blumenfreund

Alles hat eine Rückseite, auch die Politik. Sonderbarerweise ist dies in der Regel bei ihr die Feuilletonistik. Man braucht nur das Zeitungshauptblatt, das in ernster, weltunter-gangsdrohender Politik macht, herumzudrehen, stets findet sich auf der Rückseite der Beweis, daß ihr Pendant jene leichte, lebensfrohe Muse ist, die gern plaudert, frozzelt und lacht, besonders gern über solche Dinge, die ihr von der ernsten politischen Schwester zur Erledigung zugeschoben werden; denn gerade das Kleine, Unscheinbare, das rein Menschliche nämlich, reizt sie. So wurde ihr auch diesmal die Ehre zu teil, über Austen Chamberlain zu schreiben, über ihn, den großen Politiker, den englischen Außenminister, der kürzlich in Genf war, um mit seinem französischen Kollegen zusammen jene Noten zu verfassen, die einen neuen internationalen Tanz einleiten sollen. Man hat darüber genugsam auf den Hauptseiten der Zeitungen zu lesen bekommen. Aber doch das Erschütterndste verschwiegen geblieben, daß nämlich der eine Schöpfer dieses Kulturdokumentes, Chamberlain, seine Schweizer Reise beinahe mit dem Tode hätte bezahlen müssen. Wehe, sollte da etwa Nemesis versucht haben, zu Worte zu kommen!

Der Anlaß dazu war harmlos. Chamberlain ist ein großer Blumenfreund, wessen Freund er sonst noch ist, ob Frankreichs oder Deutschlands, das braucht hier Gottseidank nicht bewiesen zu werden. Aber ein Blumenfreund ist er zweifellos; denn nichts konnte ihn davon abhalten, kurz vor seiner Abreise aus der Schweiz die berühmten Anemonenfelder bei Les Rasses aufzusuchen. Trotz Hagelwetters und schwerer Gewitter machte er sich auf den Weg, um sich von diesen schönen Blumen höchsteigenhändig eine Pflanze für seinen Garten in England zu holen. Vielleicht fühlte er tief innen in. Herzen den aufrichtigen Wunsch, nicht mit ganz leeren Händen nach Hause kommen zu wollen. Aber dieser Eifer wäre ihm beinahe zum Verhängnis geworden. Blitze zischten, Donner rollten, eine Sintflut ergoß sich vom Himmel. Chamberlain ließ sich aber nicht schrecken, mutig wanderte er weiter, den Anemonenfeldern zu. Da auf einmal fuhr ein Blitz nieder, schlug dicht neben dem Blumenfreund ein, ein Telegraphenkabel krachte zu Boden und tötete mehrere Kühe. Dies alles geschah in unmittelbarer Nähe Chamberlains, der jetzt endlich seinen Kurs änderte. Er gab seinen ursprünglichen Plan auf, ließ die Anemonen stehen, wo sie wuchsen, und fuhr nach England zurück, unverrichteter Sache; womit allerdings nicht in das Ressort der Politik übergegriffen sein soll. Wir hier auf der Rückseite wissen nur, daß er ohne ein einziges Anemonenpflänzchen zu Hause ankam.

Am Ausguck

Der Krückstock.

Der bekannte Krückstock Friedrich des Großen hat folgende Herkunft: Friedrich der Große verehrte und schätzte die Hofdame der Königin, Fräulein von Kannenberg, wegen ihrer seltenen Geistesgaben außerordentlich. Diese Dame besuchte einst ihr Gut Osterburg in der Altmark und sann darauf, wie sie dem Könige bei ihrer Rückkehr eine Freude machen dürfte. In Osterburg lebte ein geschickter Drechsler, dem die Hofdame den Auftrag gab, einen zierlichen und bequemen Krückstock anzufertigen. Dieses kleine Meisterstück überbrachte dann das Fräulein von Kannenberg dem Könige als Geschenk, der darüber hocherfreut war und es mit den Worten: „mille remerciments" in Empfang nahm.



Das Denkmal für den im Starnberger See ertrunkenen Königs Ludwig II. von Bayern.

Unbestrafte Eskimo-Mörder.

Menschen zu bilden ist für den Staat eine Angelegenheit, die nicht ganz ohne pekuniäre Opfer zu erreichen ist, denn bekanntlich müssen die Behörden fast jedes Landes einen Teil der Kosten des Universitätsstudiums ihrer Bürger selbst tragen. Menschen zu bestrafen, ist aber eine noch viel kostspieligere Sache. Diese bittere Erfahrung hat die kanadische Regierung besonders schmerzlich auskosten müssen, als sie vor einem Jahre bei zwei Eskimo-Mördern die Bestimmungen des Strafgesetzbuches in Anwendung brachte. Allein die Gefangennahme und die Beförderung der Verbrecher verursachten Kosten von etwa 250 000 Goldmark nach unserem Gelde. Nachdem die Verbrecher kaum den vierten Teil ihrer Strafe im Gefängnis abgesessen hatten, mußten sie auf freien Fuß gesetzt werden. Das mildere Klima und das Leben hinter Gefängnismauern wirkte ertötend auf sie. Ihr Eskimo-Organismus konnte sich den veränderten Verhältnissen nicht anpassen. Wie zwei unrichtig verpflanzte Gewächse gingen die beiden Söhne aus dem Land des ewigen Eises langsam ein, sie wurden kränker und immer kränker. Was blieb der kanadischen Verwaltungsbehörde weiter übrig — wollte sie nicht selbst einen Mord begehen, — als die beiden zurückzuschicken, woher man sie zwangsweise geholt hatte, und dabei noch obendrein die Reisekosten zu bezahlen. Ein genauer Kenner der Eskimo-Stämme, die unter kanadischer Staatshoheit stehen, behauptet, daß sich unter den männlichen Eskimos mindestens 65 vom Hundert irgend eines Mordes schuldig gemacht hätten. Wollte also Kanada gewissenhaft, bis in den äußersten Norden des Landes hinein die Segnungen der Zivilisation verbreiten, so könnte es in allernächster Zeit Staatsbankerott anmelden; denn selbst Menschen — zu bestrafen, ist eine sehr teure Angelegenheit.

Die älteste norddeutsche Kirchenruine.

Den Sommerfrischlern, welche die Ostseeküsten, namentlich Kolberg und die Inseln Wollin und Usedom mit ihren beliebten Badeorten aufsuchen, bietet sich Gelegenheit, eine alte Ruine in Augenschein zu nehmen, welche Ueberreste der ältesten Kirche Norddeutschlands darstellt. Bischof Otto von Bamberg ließ diese Kirche im Jahre 1142 in beträchtlicher Entfernung von der Ostseeküste erbauen. Wandert man von dem Städtchen Dievenow ostwärts, so begegnet man in einigen Stunden den Ueberresten dieses alten Bauwerkes. Hart an einem Abhang steht die Ruine. Hinter ihr erblickt man das Dörfchen Höff, in dessen Mitte die Kirche ehemals lag, nebst einem alten Rittergut und weiter ostwärts den Badeort Rewahl. Die Ruine besteht heute nur noch aus der Hälfte der Umfassungsmauern. Der übrige Teil ist bereits durch die Macht der Elemente herabgerissen und der ewig wühlenden See zum Opfer gefallen. Einzelne Bruchstücke des alten Bauwerkes und Steingeröll lagern noch unten an dem Abhange. Noch vor etwas mehr als einem Menschenalter waren die Umfassungsmauern vollständig vorhanden. Auch fanden bis vor einer Reihe von Jahren innerhalb des altehrwürdigen geheiligten Bauwerkes gelegentlich noch Gottesdienste statt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Büchertisch

Fanale am Himmel. Ein technisch-politischer Gegenwartsroman von Karl-August von Lasfert. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H. Leipzig, Königstr. 33. Ganzleinenband auf feinweißem Papier, mehrfarbiger Schutzumschlag nach einem Entwurf von Gipkens, Rmk. 5.—.

Dieser Roman ist wie ein ungeheurer Orkan. Er braust dahin, läßt nicht ruhen. Ueberall Tempo, ungeheures Tempo. Imposante Szenen von Spannung und einer überraschenden Kühnheit der Phantasie geben sich die Hand. Kühne Träume werden Wirklichkeit. Der Geist einer überlegenen Kultur mit den letzten großartigen Konsequenzen der Technik und Wissenschaft tritt neben Sonne und Planeten. Irdische Gewalten überwinden die Schwergesetze der Erdsphäre, erobern den Weltenraum, und gewaltige Erkenntnisse erschließen sich der Menschheit. Wenige Männer, gestützt auf materiellen Reichtum, geleitet von der Idee des Weltfriedens, gestalten mit überlegener Zukunftstechnik die Urkräfte der Natur in ihren Händen zur letzten Machtentfaltung. Zwischen diesem Ringen und Kämpfen um die Zukunft ist blutwarmes Leben, freudiges Menschtum, sympathische, frohe Gestalten, gut und herzlich, milde Frauenhände, leuchtende Menschenaugen. Alles in allem: Ein Roman von prophetischer Kraft, von kühnsten Gesichten und einer hochflutenden Handlung. Das Rad des Weltgeschehens treibt rasend vorwärts, und wir schauen staunend in ferne Zukunft.

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 24 Donnerstag, 2. Juli 1925

Deutscher Schwur!

Wir heben die Hände zu ehernem Eid,
Und der soll dauern durch lange Zeit,
Durch Nacht und Leid;
Soll währen von Kind zu Kindeskind,
Soll rauschen im Wind,
Soll brausen durch den nächtigen Wald,
Und wo des Meeres Woge hallt,
Vom Bergesgipfel klingen ins Tal,
Soll leuchten im goldenen Sonnenstrahl,
Aus jedem Auge soll er schaun,
Ein Stern des Lebens im Todesgraun,
Aus jeder Blume auf grünender Flur,
Der deutsche Schwur:

Wer einem Franzosen im deutschen Land
Obdach gewährt und Unterstand,
Wer die verfluchte Hand ihm faßt,
Ihn nicht verachtet und tödlich haßt,
Ihn eines Blickes würdig hält,
Wie Gift nicht meidet sein gleißend Geld,
Ihn labt mit einem Bissen Brot,
Ihm Hilfe leiht, wann er in Not —
Wer einen Becher Weins ihm reicht,
Wer, wie vom Aas, von ihm nicht weicht —
Der sei fortan im deutschen Land
Ein ehrvergessener Lump genannt.

Paul Warncke im Franzosenkalender 1925.

Die Rassen Europas

Von Dr. F. van Bleuten.

Seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes", diesem außerordentlich erfolgreichen Buche, das jetzt schon nach noch nicht drei Jahren in sechster Auflage vorliegt, hat Dr. Hans F. K. Günther jetzt eine kürzere, aber umfassendere Darstellung der Rassenverhältnisse Europas „Kleine Rassenkunde Europas" folgen lassen. (J. F. Lehmanns Verlag, München.) An der Hand dieses knappgeschriebenen, in geradezu verschwenderischer Weise ausgestatteten Buches, dessen reizvolle Darstellung durch mehr als 350 Bilder und 20 Karten veranschaulicht wird, lohnt es sich, einen Blick auf den heutigen Stand der Rassenfrage zu werfen, das Gewonnene zu erkennen und vor allem bei der Beurteilung der staatlichen und kulturellen Dinge fruchtbar zu machen.

Günthers Auffassung von den Rassen ist nicht etwa eine Erfindung von ihm selbst, sondern sie ist organisch aus der wissenschaftlichen Forschung der letzten dreißig Jahre hervorgewachsen. Wenn wir uns überlegen, welche Wirrnis wir in der Schule als Rassenlehre mitgeteilt bekamen, ganz veraltete Systeme Linnés und Blumenbachs, so muß man unserer heutigen Jugend Glück wünschen, die Ordnung, Vereinfachung und Sachlichkeit vorfindet, wo wir z. B. in der traumhaften Vorstellung einer Einwanderung der Germanen aus Indien befangen waren und von diesem Standpunkt aus immer tiefer in Zweifel und Unverständnis gerieten.

Vor allem das ist den Studien der Forscher Toginard, Ripley, Denicker, Fischer und Lenz zu danken, daß eine reinliche Scheidung zwischen den Begriffen Volk, Staat, Land und Rasse durchgeführt ist. Früher pflegte man von germanischer Rasse, slavischer Rasse, romanischer Rasse zu sprechen und die Verwirrung, welche die Verwendung von Volksnamen in die Rassenkunde brachte, war groß. Es ist ein Verdienst Günthers, immer wieder darauf hinzuweisen, daß Volk und Rasse nichts miteinander zu tun hat, daß im französischen Volke ebenso die verschiedensten Rassen stecken wie im englischen oder im deutschen. Wie schon Toginard im Jahre 1889 den Satz aufstellte, daß Rasse nichts mit Volkstum zu tun habe. Rasse hat aber auch nichts mit Sprache zu tun, auch das deutsche Sprachgebiet enthält die verschiedenen Rassen.

„Die Rasse", so definiert Günther, „stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt." Oder auf die Kürze eines Merksatzes gebracht: „Rasse ist gleichartige und gleicherbige Menschengruppe." Reine Rassenvertreter sind natürlich bei der Jahrtausende währenden Vermischung seltener, aber immerhin bei gesunden Völkern in gewissen Landstreifen noch vorhanden; in Deutschland stellen wir z. B. in Friesland eine Bevölkerung fest, die fast reine nordische Rasse ist, in gewissen Provinzen Spaniens, in der Gegend von Arles in Südfrankreich, in Süditalien an manchen Stellen finden wir reine westische Rasse, manche Täler Tirols sind fast rein dinarisch bevölkert und auch für die beiden übrigen Rassen, die ostische und die ostbaltische finden wir hier im Osten Frankreichs, dort im oberen Winkel der Ostsee Zentren fast reiner rassischer Ausprägung.

Günther tritt nun mit starkem, geschichtlichem, vorgeschichtlichem und rassenkundlichem Rüstzeug für die Anschauung ein, die übrigens von den anderen obengenannten bahnbrechenden und überragenden Forschern ausgebildet und vertreten worden ist, daß die nordische unter diesen fünf Rassen die wertvollste ist und daß der Grad der Kultur, des Wertes, des Vorwärtsstrebens, der gesunden Entwicklung, der Blüte von Kunst und Wissenschaft zusammenhängt mit der Stärke, die in einem Volke die Beimischung an nordischem Blute hat. Um aber zunächst an Stelle leerer Begriffe Anschauung zu setzen, ist es nötig, die fünf Rassen in ihren Eigenschaften kurz zu schildern, dem Besitzer des Günther'schen Buches werden dabei die zahlreichen Abbildungen von Rassetypen gute Dienste leisten. Der nordische Mensch ist hochgewachsen, schlank, mit langem schlanken Schädel, schmalgesichtig, die Nase ist lang, schmal, gerade oder leicht gebogen, die Augen sind blau, das Haar hellblond, die Haut ist hell. Der westische Mensch ist dagegen klein, zierlich, Schädel- und Gesichtsbildung ist ähnlich wie beim nordischen, also langköpfig. Die Haut ist bräunlich, die Augen sind braun, die Haare schwarz oder braun. Der dinarische Mensch ist groß wie der nordische, derb, ausgesprochen kurzköpfig mit steilem Hinterhaupt, schmalgesichtig, die Stirn ist steil, große kräftige Hakennase, die Weichteile sind derbfleischig, die Haut ist bräunlich, die Augen und das Haar braun. Der Ostische ist klein und untersetzt, rundköpfig, breitgesichtig, die Stirn steil, gewölbt, kurz und breit, die Weichteile sind fettreich, die Haut bräunlich, Augen und Haare sind braun. Der ostbaltische Mensch hat dieselbe Gestalt und Ausbildung wie der ostische, nur daß die Augen blau, die Haut heller und die Haare blond bis aschblond, weißblond sind. Edle Rassetypen der Nordischen finden wir bei jungen Schweden, in Deutschland, besonders im nördlichen, in England. Dinarische Menschen stellt Defregger in seinen Bildern dar, man hat diese Rasse daher auch die Defreggerrasse genannt. Ostische und Ostbaltische bilden die Modelle der Berliner Malerin Käthe Kollwitz, sodaß man bei den Ostbaltischen geradezu von einer Kollwitzrasse sprechen könnte. Der Anteil dieser verschiedenen Rassen am deutschen Volke läßt sich so berechnen, daß man der nordischen etwa 50—60, der ostischen etwa 15—20, der ostbaltischen vielleicht 5 bis 7, der dinarischen etwa 15% zuweist.

Hierzu kommen noch in Europa die Bluteinmischungen und Einsprengsel fremder Völker, der Basken in Südfrankreich, der Ungarn in der Donauebene und besonders, über den ganzen Erdteil verbreitet, der Juden. Die Juden sind keine Rasse, sondern ein Volk, rassisch sind sie sehr zusammengesetzt, vor allem besteht bei ihnen eine vorderasiatische und daneben eine orientalische Rasse. Einschläge hamitischen negerischen, westischen, nordischen und ostbaltischen Blutes sind zu beobachten. Musterbeispiel eines vorderasiatischen Juden ist Moses Mendelssohn, typisch für die orientalische Rasse, besonders bezeichnend in der Lippenbildung, ist Jaques Offenbach, der aus Köln stammte. Das krause Gespinsthaar verrät den negerischen Einschlag.

Wenden wir nun diese Rassenkenntnis einmal flüchtig auf ein Gebiet an, das uns geläufig ist, auf die Kunst. Typische nordische Köpfe sind nicht so häufig, wie man denken sollte. Leonardo da Vinci, Raphael, Alfieri, Ariosto, Manzoni, Lamartine, Romain Holland und von Deutschen Hölderlin, Mörike (siehe besonders das Jugendbild!), Körner, Achim von Arnim, Rückert, Immermann, Chamisso, Gaudi, Hauff, Storm, Groth, Reinick, Hegel, Schleiermacher, Ostische Künstler sind Honoré de Balzac, Stauffer-Bern, Justinus Kerner, wohl auch Stifter, Alexis, Laube und Freiligrath, obwohl die letzteren starke nordische Beimischung zeigen. Alpindinarisch haben wir zu nennen Anzengruber und Stieler, die aber beide zum nordischen neigten, als rein dinarisch Savonarola. Johann Peter Hebel ist auch wohl ostisch, ebenso wie Schenkendorff. Als ostbaltische Künstler stehen neben Gorky und Strindberg Dostojewski und unser Fritz Reuter, bei dem aber, besonders in den Jugendbildern, stark nordisches betont ist. Diese kurzen Andeutungen, die absichtlich auf lebende Künstler kaum ausgedehnt wurden, zeigen, wie viel Interessantes sich aus der Rassenkunde herausholen läßt, wenn man sie systematisch auf ein Gebiet anwendet. Bezeichnend und bemerkenswert ist, daß Nordamerika, dem die Rassenfrage besonders scharf an den Nägeln brennt, begonnen hat, die Anschauungen, wie sie die moderne Rassenforschung vertritt, in den Kreis ihrer gesetzlichen und hygienischen Maßnahmen zu ziehen. Die Allvermischung führt zum Völkertod, wie es das römische Kaiserreich und besonders seine syrischalexandrinische Ecke gezeigt hat. Rassenreinheit, falls die Rasse edel ist, zu Aufschwung und staatlicher Größe.

—⊡—

Des großen Friedrich Jugendparadies

Von Wilhelm Renner.

Vor der Pforte dieses Paradieses steht zwar kein Cherub mit dem Flammenschwerte, aber die Prüfung, mit der man sich den Eintritt zu erkämpfen hat, ist auch hart genug: eine endlose Fahrt mit der Kleinbahn Löwenberg—Rheinsberg, deren Züge ihre Fahrzeit je an der Zahl der zu ent- oder verladenden Milchkannen orientieren. Wer klug ist, setzt sich auf das Trittbrett der Plattform und freut sich daran, wie die Landschaft langsam aus dem kurmärkischen Streusandbüchsenformat mit Kiefernstangenholz in die erquickende, wechselvolle Landschaft der mecklenburgischen Seenplatte übergeht. Auch das Gesicht der Dörfer ändert sich: über Dächer und grüne Wipfel hinweg grüßen altehrwürdige Kirchen- und Klosterzinnen, die die wüsten Zeiten überdauert haben, als bald Torstensons Schweden, bald des Friedländers rauhe Scharen durchs Land zogen.

Uebrigens hat die Gegend schon vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges manch rauhen Herren gesehen. Die „Herren von Rhynsberg" sollen nicht die mildesten gewesen sein. Ihnen folgten die Junker von Platen und nach ihnen traten die Bredows die Herrschaft über Rhyns-

berg an, von denen man sich erzählt: als der Teufel wieder einmal durch die Mark fuhr, um die Gottlosen einzufangen, fand er auch die Bredows für sein Reich reif und packte sie zu den anderen edlen Herren in seinen Sack. Da aber die Last recht schwer geworden war, kam er, als er von dannen fuhr, mit seinem Sack der Kirchturmspitze von Rhynsberg zu nahe und der Sack bekam ein Loch. Einige von den Herren entwischten, darunter etliche Bredows, die dann wieder auf ihr Schloß zurückeilten und dort noch bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts hausten. 1618 verkaufte Jobst von Bredow, Domherr und weltberühmter Zecher, den Besitz an Kuno von Lochow, Domherrn von Magdeburg und Propst von Havelberg.

Trotz der Verwüstungen, die der 30jährige Krieg in der Grafschaft Ruppin angerichtet hatte, wünschte 1660 der Große Kurfürst Gut und Schloß Rhynsberg zu kaufen und ließ durch seinen geheimdben Rat Krüger mit den Lochows verhandlen. Der Kauf kam nicht zustande, kurz danach starb der letzte männliche Lochow und es kam der Besitz an den Landesherren zurück, der ihn dem General du Hamel schenkte. Der General verkaufte ihn alsbald an Benjamin le Chenevix de Beville für 12 600 Taler. Beville zog einen französischen Geistlichen in den Ort Rheinsberg und bewirkte dadurch, daß sich weitere zahlreiche französische Emigranten in Rheinsberg und den anderen Dörfern der Grafschaft Ruppin ansiedelten.

Schloß und Gut Rheinsberg blieben im Besitz der Familie Beville, bis 1733 Friedrich Wilzelm I. auf Bitten seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich, es kaufte und dem Kronprinzen zu seiner Vermählung mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern als Hochzeitsgabe schenkte, wozu sich der sparsame König allerdings 25 000 Taler, ein Drittel des Kaufpreises, aus dem geringen Heiratsgut der Braunschweigerin zuschießen ließ.

So wurde Rheinsberg des großen Friedrich erstes Sanssouci. Betritt man das Schloß von dem köstlichen, von hohen Kastanien ruhevoll überschatteten Trinagel-Platz aus, so grüßen einen von dem Torbogen hinter der Schloßgrabenbrücke die Worte: „Friderico tranquillitatem colenti" — eine Ruhestatt Friedrichs. 1738 schreibt Friedrich, den inzwischen das neuerwachte Vertrauen seines Vaters bereits mehrfach zu Inspektionsreisen durch sein dereinstiges Reich berufen hatte: „Mein ganzes Leben läßt sich in drei Worten schildern . . .: exerzieren, reisen und Rheinsberg." Mit dem Exerzieren war es nicht so schlimm, seit der junge Oberst des in Neu-Ruppin stationierten Regiments von der Goltz nach Rheinsberg übergesiedelt war.

Die Möglichkeit, endlich einmal frei und unbehemmt, auf eigenem Grund und Boden aus dem Vollen zu schöpfen, seinem Wesen und seinen Neigungen eine würdige Stätte bereiten zu können, ließ tausend neue Fähigkeiten in Friedrich reifen. Der Sinn für den noch suchenden Ausdrucksmillen des Genies hat, sieht mit Entzücken, wie die wesentlichen Kernformen des klassischen Sanssouci sich schon in Rheinsberg aus einer noch ein wenig romantischen Gefühlsbetontheit herausschälen. Das Turmzimmer des Kronprinzen, von ihm selbst in der Hauptsache entworfen, entspricht vollkommen seinem Lieblingszimmer in Sanssouci. Wie dort, schweift auch hier der Blick über Wald und See. Der Park ist die denkbar glücklichste Kombination aus Natur und planvoller Gestaltung, oder um gartenarchitektonisch zu sprechen: aus englischen und französischen Elementen. Anlagen in le Notreschem Sinne — unentbehrlich für die geselligen und künstlerischen Veranstaltungen die die Gesellschaft der Zeit liebte, gehen zwanglos-kunstvoll in die freien und natürlichen Formen des englischen Gartenstils über, die ihrerseits ungehemmt in die prachtvollen Waldwildnisse des hügeligen Geländes zwischen dem Grinerich- und dem Rheinsberger See hineinwachsen.

Die Anlage des Schlosses war von dem Gelände und den Bauten, die Friedrich vorfand und die auf ausdrücklichen Befehl des Königs in den Ausbau einbezogen werden sollten, gegeben. So beschränkte Friedrich sich darauf, durch Errichtung eines Eckturmes entsprechend dem bereits Bestehenden die Symmetrie der Anlage herzustellen. Später verband er, auf Anraten des Freundes Knollendorff, der inzwischen aus Italien heimgekehrt war, die beiden Türme durch hohe, zierliche Säulenarkaden, die einerseits dem Schloßhof zu einer köstlichen, verwunschenen Abgeschlossenheit verhalfen, andererseits wundervoll umrahmte Blickfelder über See und Park schufen. 1739 trat Friedrich mit Antoine Pesne in Verbindung, der als Hofmaler unter dem sparsamen König in Berlin eine recht kümmerliche Existenz gefristet hatte. Pesne schuf dann das große Deckengemälde: Die aufgehende Sonne vertreibt die Schatten der Finsternis oder — wie es die übermütige Hofgesellschaft interpretierte: Der Leuchteprinz vertreibt den König Griesgram.

Schon im nächsten Jahr rief der Tod des Vaters den „Leuchteprinzen" aus seinem idyllischen Jugendparadiese ab. Er hat es nie wiedergesehen.

—⊙—

Fern im Süd . . .

Von Heinz Tovote.

„Ein weiterer Beweis des guten Einvernehmens zu Spanien ist die herzliche Aufnahme, die zahlreiche Vertreter deutscher Wissenschaft erst kürzlich wieder bei ihrem Besuche in dem gastfreien Lande gefunden haben."

Tiefe Worte unseres Außenministers Stresemann im Reichstage bei der letzten Aussprache über die auswärtige Politik sind viel zu schwach, um auch nur im entferntesten ein Bild von der bestrickend liebenswürdigen Art zu geben, mit der die Teilnehmer an der ersten See-Erholungsreise für geistige Arbeiter sowohl von der Bevölkerung Spaniens wie auch seitens aller Behörden aufgenommen worden sind.

Der Plan zu dieser Reise wurde im letzten Winter von einigen Schriftstellern, Politikern und Künstlern gefaßt, als bei einem geselligen Beisammensein die Klage laut wurde, wie zwar uns Deutschen die Welt langsam wieder offen stehe, aber wie sie gerade den Kreisen, die davon den größten Gewinn haben könnten, noch immer aus rein wirtschaftlichen Gründen verschlossen bleiben müsse. Luxusreisen waren zwar wieder in Mode gekommen, aber dem Mittelstande blieb es noch immer verwehrt, sich einmal wieder anderen Wind um die Nase wehen zu lassen.

Nach langen Bemühungen und vielfachen Beratungen, nach Ueberwindung der mannigfachsten Widerstände fuhr dann eines Tages, dank dem Entgegenkommen des Norddeutschen Lloyd, der Dampfer „York" aus Bremerhaven ab mit dem Endziel Madeira und Teneriffa.

Am vierten Tage liefen wir den nordspanischen Hafen La Coruna an. 540 Passagiere, Schriftsteller, Bildhauer, Maler, Musiker, Aerzte, Anwälte, Professoren und zahlreiche Geheimräte, mit Frauen und Töchtern und Söhnen bildeten die Geistesfracht dieses Schiffes.

Es waren Verhandlungen mit den Konsuln der Städte, die wir anlaufen wollten, gepflogen, die Behörden der Häfen und Städte waren gebeten, uns den Aufenthalt nach Möglichkeit zu erleichtern, aber sonst hatten wir gedacht, als simple Reisende zu kommen und zu gehen.

Aber schon als wir in aller Frühe in den romantischen Hafen Corunas einfuhren, wurden wir eines anderen belehrt. Nicht als einfache Touristen wurden wir empfangen, sondern als die Vertreter des geistigen und gelehrten Deutschlands, die in ein befreundetes Land kamen, das uns mit offenen Armen aufnahm. Trotz der frühen Morgenstunde waren die Anlagen des Hafens und die Molen voller Menschen, die uns einen so herzlichen und jubelnden Empfang bereiteten, daß wir es gar nicht fassen konnten. Verwöhnt durch Sympathien des Auslandes waren wir ja nicht, aber was wir hier erlebten, grenzte fast an das Wunderbare.

Wir hatten um die Mittagszeit wieder weiter fahren wollen. Davon, so erklärten alle, könne gar keine Rede sein. Die Stadt wollte uns eine Abendvorstellung im Theater geben, sie ließen uns nicht fort, und nach langen Verhandlungen, vor allem mit dem Kapitän, ward ihnen endlich das Zugeständnis, daß wir erst gegen acht Uhr abfahren würden, und daß die Vorstellung auf fünf Uhr verlegt wurde. —

Durch eine winkende Menschenmenge, unter der vor allem eine Unzahl von Backfischen mit blitzenden, weißen Zähnen und dunklen Bubiköpfen sich befanden, die uns keck anlachten, durch ein Spalier von jungen Soldaten, die immer wieder vergnügt die Hand an die Mütze führten, wenn wieder ein Boot landete, wurden wir zum Hauptplatze der Stadt geleitet wo eine Militärkapelle ihre Weisen erklingen ließ. Die halbe Stadt schien sich hier zu der frühen Morgenstunde schon eingefunden zu haben. Dann aber drang von links her ein lauter Jubel, da standen vor dem Schulpalaste Hunderte von rufenden Schulkindern, die heute einen freien Tag hatten, und auf den Balkonen, die sich an dem großen Gebäude hinzogen, drängten sich, allesamt schneeweiß gekleidet, die kleineren Schülerinnen, und ein Wehen von Taschentüchern, als ob Hunderte weißer Tauben sich in die Luft erheben wollten.

So begrüßt kamen wir in das Rathaus, wo im großen Saale die feierliche Ansprache des Bürgermeisters in Gegenwart aller zivilen und Militärbehörden der Stadt, die Geistlichkeit nicht zu vergessen, die Zahl der Begrüßungen eröffnete. Hatten die Damen Corunas schon an Bord einen Riesenblumenkorb gesandt, so wurden wir nun alle mit Blumen wahrhaft überschüttet, alle umwunden von den Bändern in den Farben Spaniens. Eine wahre Blütenpracht wurde über uns ausgeschüttet, und auch die Reden waren voller Farbe und Pracht.

Und wie es hier war, so folgten die gleichen Empfänge sich, vor allem zuerst in Santa Cruz auf Teneriffa, wo man sich in Konzerten, Bewirtungen, Empfängen und Ansprachen gar nicht genug tun konnte.

Wenn sich die portugiesische Bevölkerung Funchals auf Madeira auch anfangs stiller am Hafen zeigte, so änderte sich das bei der Auffahrt nach Monte in der Bergbahn, denn schon nach kurzer Auffahrt waren die Wagen durch Hineinwerfen der Sträuße zu einem Blumenhain geworden. Zum ersten Male seit Jahren wehte auf dem höchsten Hause der Insel auf dem Hotel Esplanade, wo wir das Mittagsmahl nahmen, eine fremde, die deutsche Flagge schwarz-weiß-rot über der Insel. Schon auf der Fahrt durch die Insel Madeira am Sonntag waren uns rings um die Kirchen die zahllosen schwarz-weiß-roten Fahnen aufgefallen, aber die galten nur den Prozessionen, denn sie waren seinerzeit bei Kriegsausbruch von den portugiesischen Behörden beschlagnahmt worden, und die Kirchengemeinden hatten sie dann zum Schmucke erstanden.

Den vielen Deutschen überall, vor allem auf Madeira, ist in gewalter Weise ihre Stellung gefestigt; sie haben es wahrlich nicht leicht, aber dieser Besuch hat ihr Ansehen erfreulich gestärkt.

Eine solche Menschenmenge, wie sie sich später in Cadiz, wo wir nach Teneriffa landeten, vor allem aber bei der Abfahrt von Malaga am Hafen einfand, war unbeschreiblich; eine unübersehbare Menschenmasse, mitten drin immer die Alkalden, alle zivilen Behörden, die Militärgouverneure, stets mit ihren Damen, die ewig lang geduldig in der Sonne ausharrten, bis das Schiff den Hafen verließ, dem unausgesetzt nachgewinkt wurde.

Und immer standen am Ufer die Militärkapellen, die erst ihren Marsch Reale, und dann im Anschluß das Deutschlandlied spielten. Und bei beiden Hymnen stand auch der letzte Hafenarbeiter mit der Mütze in der Hand bewegungslos, die Soldaten und Chauffeure die Hand an der Mütze, alle anderen mit abgenommenem Hut, und einem Händeklatschen und endloses Rufen „Viva Alemania", bis unsere Bordkapelle die Hymnen wiederholte, als Echo auf diese Ehrung.

Auf der ganzen Fahrt konnte man in kein Restaurant, kein Kaffeehaus kommen, wo nicht, sobald die Anwesenheit von Deutschen bemerkt wurde, unser „Deutschland über alles" gespielt wurde, wobei der letzte Mann sich von seinem Sitze erhob. Dabei könnte man von diesen Patrioten lernen, bei denen allen immer wieder die Achtung vor Deutschland sich zeigte, sodaß man die Hoffnung bekam, daß auch in anderen Ländern sich diese gute Meinung über uns allmählich wieder durchsetzen werde.

Zum Schlusse lag noch eine Einladung der uralten Universitätsstadt Coimbra vor. Wir hatten gedacht, daß dies ein stiller Besuch sein werde, aber wir wurden schon am Bahnhofe mit wilden Böllerschüssen empfangen, und erst in den stillen Räumen der so wundervoll gelegenen Universität, — die so viel für deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Wissenschaft erübrigt, wo jetzt ein deutsch-spanisches Institut gegründet ist, und im August, im Anschluß hieran eine deutsche wissenschaftliche Ausstellung stattfindet — da kam es zu einem ruhigeren, stilleren Austausch zwischen den vielen deutschen Gelehrten und den Mitgliedern dieser spanischen Universität, ein Band, das sich immer fester knüpfen wird. Ist doch zur Zeit einer der Professoren von dort mit uns nach Deutschland gekommen und hält nunmehr an der Berliner Universität eine Ferienvorlesung, um die Beziehungen zwischen uns und Spanien fester zu fügen.

Diese Erholungsreise war nur als solche gedacht, aber immer mehr wuchs sie sich zu einer starken Dokumentierung des Deutschtums aus. Niemand hatte daran gedacht, daß auf unsere Anregung hin, uns den Aufenthalt in der iberischen Halbinsel nach Möglichkeit zu erleichtern, sich ein so lebhaftes Interesse bei allen spanischen Behörden für uns zeigen würde. Immer wieder mußten wir bremsen, mußten die vielen Einladungen abschlagen, oder bitten, auf unsere knappe Zeit, auf die allmähliche Ermüdung der Teilnehmer Rücksicht zu nehmen, denen aber vor allem das Nachmittagsfest unvergeßlich bleiben wird, das uns die Stadt Malaga am Badestrande gab, wo sich die Gastfreundschaft in reichstem Maße zeigte.

Ueberall in den entlegensten Gassen wurde man gefragt, ob man aus Alemania sei, und dann erklärten einem die einfachsten Leute laut und freudig ihre Sympathien. Die naivsten Fragen nach der Größe und Stärke Deutschlands wurden gestellt, die man nur zu gern mit einem kräftigen Ja beantworten möchte, nur dazu es leider nicht immer gestimmt hätte.

Mit welchem Interesse auch die Franzosen diese Fahrt verfolgt haben, beweist die trotz aller Erklärungen immer wiederkehrende Lüge in den französischen Zeitungen, daß 540 deutsche angebliche Touristen in Ceuta gelandet und über Tetuan zu Abd el Krim gezogen seien, um den Rif-Kabylen als Kundschafter zu dienen. Nein! — uns hat es näher gelegen, friedlich die deutsche Flagge in den Küstenstädten Spaniens zu zeigen.

Der anfangs geplante Besuch Afrikas mußte zu unserem Bedauern wegen der kriegerischen Vorgänge dort ausfallen. Aber immer kehrt die Behauptung in der französischen Presse wieder, daß diese 540 Touristen spurlos verschwunden seien und mit Krieg führen wollten. Für kriegerische Verwendung hätten die wenigsten von uns sich recht geeignet, und wir haben es daher vorgezogen, auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet die Fäden fester zu knüpfen, die sich zwischen Deutschland und Spanien, wenn auch jetzt noch lose, angesponnen haben.

Dadurch aber hat diese „Erholungsfahrt für deutsche Geistesarbeiter" eine Bedeutung erhalten, die allen Erwartungen, die die Anreger seinerzeit sich davon versprochen hatten, in der erfreulichsten Weise übertroffen hat.

—⊙—

Ueberall Kampf

Von J. von Stach.

Die Welt ist vollkommen überall.

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Unser großer Schiller hat es gesagt, und es ist wohl keiner unter uns, der nicht schon das gleiche gedacht und ihm nachempfunden hätte. Am taufrischen Morgen, wenn alles dem aufleuchtenden Tagesgestirn entgegenjauchzt, an stillen Abenden, wenn über der müden Erde tiefer, wohliger Friede liegt, wenn die Luft voll süßen Flieder duftes ist und die Obstbäume in ihren weißen Blütenschleiern wie Bräute stehen und dem Liebeslied der Nachtigall lauschen. Vom Dachfirst herab antwortet das letzte Jubeln des Amselmännchens, ehe es heimfliegt, sich neben das brütende Weibchen in sein Nest zu ducken.

Abendruhe, Abendfrieden ringsum!

Und doch nur Täuschung; doch nur eine freundliche Maske, unter der nie aussetzender Kampf, nie zur Ruhe kommender Jammer tobt und bohrt.

Der Weißdornbusch, in dem die Nachtigall singt, ist vielleicht die Speisekammer des Neuntöters, und von ihm auf die spitzen Dornen gespießt finden wir Käfer, Mäuse und junge Vögelchen, von denen sich manches erst nach stundenlanger Qual zu Tode zappelt. —

An einem herrlichen Junitage fuhren wir am Traunsee entlang. Das wunderbare Landschaftsbild nahm uns ganz gefangen; wir wünschten uns tausend Augen, um die Schönheit, den Sommerfrieden ringsum so recht in uns aufnehmen zu können.

Da bäumten und schnoben die Pferde. Rücken, Kopf und Hals der Tiere waren von Bremsen bedeckt.

„Sepp, streifen Sie den armen Gäulen doch die Blutsauger ab mit ihrer Peitsche," baten wir. — Und erhielten die verblüffende Antwort: „Ha noi! A jeds Tier muß sei Pein habn!"

Leider, er hat recht, unser Stoiker vom Traunsee! Tatsächlich hat fast ein jedes Gottesgeschöpf, vom kleinsten Pflänzlein an, bis durch alle Stufen der Tierwelt hinauf, seine Spezial-Quäler und Privatfeinde, neben den Anfechtungen, die es mit all seinen Mitgeschöpfen zu teilen hat. — Nur wir Menschen haben so wenig Augen dafür. Wir bilden uns ein, nur wir wären die Leidbelasteten dieser Erde.

Da ist nun etwas Seltsames. Je weiter wir uns hinunterneigen, je mehr wir hineinlauschen in das Dasein der Kleinen und Kleinsten, um so deutlicher erkennen wir, wie gerade zwischen ihnen und durch sie der Vernichtungskampf in ganz besonders grausamer Weise geführt wird.

Eine dicke grüne Raupe hängt satt und träge am halbzerfressenen Blatt. Sie hält ein Verdauungsschläfchen; aber plötzlich zuckt sie schmerzlich zusammen. Eine Schlupfwespe hat ihren Stachel in die zarte Haut gebohrt! Die Raupe krümmt und bäumt sich, tut was sie kann, um den bösen Reiter los zu werden; aber die Ichneumonide sitzt fest. In aller Seelenruhe befördert sie durch den Legestachel ihre Eier in das Innere ihres Opfers. Nach einer Weile schlüpfen die madenartigen Larven aus und ernähren sich von den Eingeweiden ihres Wirtes, der eines langsamen kläglichen Todes stirbt.

Auch die Pflanzenwelt weist eine lange Reihe todbringender Schmarotzer auf, von denen wir hier nur an die allbekannte Kleeseide erinnern wollen, deren zähes Fadengewirr oft ganze Strecken in den Kleefeldern erwürgt und zum Absterben bringt. Die niedlichen Sommentauarten in der Moorheide und viele ähnliche Pflanzen in den Tropen begnügen sich nicht mehr damit, ihre Opfer unter ihresgleichen zu suchen. Sie locken mit klebrigen Honigtröpfchen kleine Insekten an, und ist so ein Leckermäulchen auf den Leim gegangen, so schließen sich beim Sonnentau die roten Köpfchendrüsen der Blätter, die Tentakeln, fest über dem Gefangenen und saugen ihn in aller Gemächlichkeit aus.

Zu meinem in der Altmark ansässigen Onkel kam eines Tages ganz erregt ein Streckenwärter: Herr Amtsrat, kümmen Se blot mal met; inn'n Weißdornknick, gornich wit von min Wärterhus, dor sitt nuschonst en Stücker drei Stunnen lang een Rehbock und slöppt so fest, dat Sei em snorken hüren. Warraftig, Herr Amtsrat, ganz kuhhals snorkt dat Beest!"

Kopfschüttelnd ging mein Onkel mit. In der Tat, der Rehbock war da, und er schnarchte auch laut.

„Na, Herr Amtsrat, wat seggen Sei nu?"

Sie pirschten sich näher und näher; der Bock rührte sich nicht. Endlich hob das Tier den Kopf, sah mit blicklos verglasten Augen um sich und taumelte aus dem Busch. Mein Onkel gab ihm den Gnadenschuß! Und was fand sich? — Rachen, Nase und Schlund des unglücklichen Geschöpfes waren mit eiterigen Beulen bedeckt und dick verschwollen. Es war am Ersticken und Verhungern. Die Larven der Biesfliegen und Rachenbremsen waren die Ursache.

Das Wild und die Herden fürchten diese ihre Peiniger so, daß, besonders auf den Alpenweiden, die Tiere in wilder Flucht davonrasen, blind darauflosrennend, um den Bremsen zu entkommen. So manches wertvolle Stück stürzt dabei ab und verendet, mit gebrochenen Gliedern, in unzugänglichen Schluchten.

In unserer Käferwelt sind die flinken, schlanken Laufkäfer die schlimmsten Mörder und Räuber. Der schönste unter ihnen, der goldgrün glänzende Goldschmied, fällt die Maikäferweibchen an, wenn sie in zolltiefen Erdlöchern, die sie sich mit ihrer Hinterleibsspitze bohren, ihre Eier ablegen. In dem engen Loche kann sich die Maikäfern nicht wehren und nicht entfliehen. Der Feind schlägt seine scharfen Zangen in ihren weichen Bauch und frißt sie bei lebendigem Leibe auf.

Das gleiche Schicksal des langsam lebendig Verspeistwerdens blüht den kleineren Fischen, wenn sie sich von dem schnellen Gelbrandkäfer erwischen lassen. — Wer diesen gewandten Schwimmer einmal selbst im Aquarium zu beobachten Gelegenheit hat, wird staunen über die Verheerungen, die er anrichtet. Er scheint überhaupt nie satt zu werden. Große Stücke Fleisch frißt er seinen Opfern fort und oft auch die Augen aus dem Kopf.

Schreiber dieser Zeilen war auch einmal Zeuge, mit welcher Nachsucht Schwalben ein freches Spätzlein, das Besitz von ihrem Nest ergriffen hatte, kurzerhand in dieses einmauerten. Von allen Seiten kamen andere Schwalben den entrüsteten Nesteigentümern zu Hilfe. Binnen einer Stunde saß Meister Spatz fest in seinem dunklen Gefängnis, das ihm zum Sarge geworden wäre, wenn wir uns nicht erbarmt und vom Bodenfenster des Hauses mit einer langen Stange ein Loch in seinen Kerker gestoßen hätten.

Wo immer wir unsere Augen gebrauchen, da erkennen wir fortwährend Kampf unter allem, was auf Erden wächst, kreucht und fleucht. „Friß, damit du nicht selbst gefressen wirst," ist überall die Losung.

Nein, wahrlich, wir Menschen brauchen nicht erst zu kommen; auch ohne uns ist Not und Qual der Kreatur überall in erschütternder Mannigfaltigkeit an der Tagesordnung. Man könnte irre werden an der Güte des Schöpfers dessen Werk sich auf so grausamer Grundlage aufbaut. — Aber, wir wissen es ja, ohne Kampf kein Leben! Er ist das treibende Gewicht, das die Räder der Weltuhr in Gang hält. Er stählt und erhält die Kräfte, scheidet das Kranke, Schwache aus, verbessert die Rassen und verhindert das Ueberhandnehmen einer Art auf Kosten der anderen.

Und mit dieser Erkenntnis kommt uns auch die andere: die scheinbare Grausamkeit ist letzten Endes doch wieder Weisheit und Güte. Können wir uns aber nach dem allen noch der Einsicht verschließen, daß auch zwischen den Völkern und verschiedenen Nationen immer Kampf herrschen wird und muß? Daß der ewige Friede von dem Pazifisten und Utopisten träumen, eine Unmöglichkeit ist!

„Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!" sagt Tell zu dem Flurschützen; und an bösen Menschen fehlt es eben nirgends. Deshalb wird der Kampf auf der Erde sein, so lange sie selbst dauert, und für alle ihre Kreaturen gilt das Wort: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

—⊙—

Der wilde Peter von Hameln

Ein niedersächsischer Kaspar Hauser.

Im Sommer des Jahres 1725 entdeckten Jäger in den Weserbergen bei Hameln, tief im Dickicht des Waldes einen Knaben von schätzungsweise 15 Jahren, der sich auf Händen und Füßen fortbewegte und behende wie ein Eichhörnchen zu klettern verstand. Sprechen konnte er nicht, auch trug er keine Kleidung. Man behauptete, daß er nichts als Kräuter oder Baumrinden zu essen pflegte. Die Jäger erzählten, daß der wunderliche junge Waldmensch in einem mit Moos austapezierten hohlen Baume gewohnt habe. Kleidungsstücke, die man ihm anziehen wollte, riß er sich sogleich wieder vom Leibe.

In einer Beschreibung über ihn heißt es: „Die Augen stehen ihm etwas wunderlich im Kopfe, und die Haare sind ihm vorwärts ins Angesicht gewachsen gewesen, anitzo sind sie aber schon anders gewöhnet. Er greift mit den Händen ganz plump in die Schüssel, und reißt das Fleisch mit den Zähnen auseinander. Seine angenehmste Speise ist Haselnüsse und grün Kraut, ohne Zweifel darum, weil er im Wald sich mit dergleichen ernähret haben mag. Er küßt die Hand, seine Dankbarkeit damit anzudeuten und macht einen Kratzfuß. Wird ihm Geld gegeben, so steckt ers bei sich. Er hat zwar wenig Verstand und keine Sprache; jedoch, wenn man ihm nunmehr ein und andere Buchstaben vorsagt, so kann er sie vernehmlich nachsprechen, weil ihm die Zunge gelöst ist."

Man schaffte den jungen Wilden nach Celle; dort nahm ihn der Verwalter des Waisenhauses in seine Obhut und führte ihn auch dem Könige von Hannover vor. Bei Hofe wurde er während der Tafel vorgezeigt. Dort hat er sich gar dreiste aufgeführt und wunderliche Gesten gemacht, auch, wie man sagt, sich mit beiden Armen auf die Tafel gelegt und alle angesehen." Der König ließ den Jungen speisen und befahl, ihm Unterricht angedeihen zu lassen. Dann brachte man ihn wieder nach Celle ins Waisenhaus, um ihn mit anderen Kindern zusammenzutun. Die Oeffentlichkeit beschäftigte sich mit dem Falle, und die unglaublichsten Gerüchte über die Herkunft des „wilden Peter von Hameln", wie man ihn nannte, gingen in Niedersachsen um. Man brachte den geheimnisvollen Findling mit dem Rattenfänger von Hameln in Verbindung; eines der verschwundenen 130 Kinder sollte nach über 500 Jahren auf seltsame Weise wieder den Weg aus dem verwunschenen Berg zurückgefunden haben. Ein anderer zeitgenössischer Bericht sagt, daß bereits im Juli 1724 ein Bürger von Hameln den jungen Wilden im Korn sitzend entdeckt habe. Als er sich entdeckt sah, sei er sofort in den Wald geflohen. Er hat zwar anfangs ein Hemde, so mit Bindfaden zugebunden gewesen, angehabt, allein kurz darauf, wie er auch von anderen Leuten gefunden wird, hat er hiervon nur noch einige Stücke am Leib gehabt; vielleicht daß er solches selbst zerrissen, da er die Kleidung vorher nicht gewohnt gewesen, wie aus Mitleiden das Hemde ihm jemand mag angetan haben, und kömmt also fast nackend bei Leute so im Felde arbeiten. Diese geben ihm zu trinken; als er aber getrunken, nimmt er einen Stein und zerschlägt den Krug. Indessen wird er von den Leuten, so ihn im Felde angetroffen, bis vor die Stadt genommen, woselbst er von vielen Kindern begleitet wird, so denselben Peter geheißen."

Der Hamelner Bürgermeister ließ ihn ins Armenhaus bringen. Wenn er seinen Hut in die Weser werfen konnte, so war das ein besonderes Vergnügen für ihn. Vor den Fischen in der Weser bezeigte Peter einige Angst. doch verschmähte er es nicht, sie zu essen. „Er hat auch Zeichen einer Gutherzigkeit von sich spüren lossen, denn wenn ihm jemand Essen gegeben, oder was es auch gewesen, hat er solches denjenigen alles wiedergegeben, bei welchen er im Hause gewesen und ihm gespeiset." Er sah sonst nicht übel aus, hat schwarze krause Haare, so ihm ziemlich in das Gesicht gewachsen. Die Stimme ist etwas viehisch und wild; man hat angefangen, ihn das ABC zu lehren, und weiß er unter allen Buchstaben das R am deutlichsten auszusprechen. Bisweilen